

# Berlin

Harmsens Berlin

## Ignorierte Virtuosen



Torsten Harmsen denkt über das Los von Straßenmusikern in dieser Stadt nach.

Gedanken beim Hinabschreiten der Treppe zur U-Bahn: „Uh, boah, schon wieder Bach! In voller Dröhnung. Die Toccata, das ganze Programm. ... Mit Akkordeon gespielt ... Jawohl, mit Akkordeon!!! Und es klingt perfekt, wie im Konzertsaal. Zwei Männer sitzen da, spielen sich die Finger wund. Nahezu weltmeisterlich! Aber alles eilt vorbei, die Bahnen rattern und düdeln. Keiner hört hin. Was steht da auf dem Schild? ‚Classic Accordion‘ – aha! Und was liegt da im Sammelsteller? 50 Cent? Naja, ist nur recht und billig, wenn ich zwei Euro hinlege. Im Konzertsaal würde man sicher ein Dutzendfaches bezahlen. Wie dankbar die lächeln!“

Das ist Berlin, die Stadt der ignorierten Virtuosen. Ich weiß, wovon ich rede. Ich nehme seit Jahren auf allen Reisen kleine Videos auf. Überall, an Straßen, Plätzen und in Metros, filme ich Straßenmusiker und stelle sie mit ihren Liedchen in einen Ordner, der „Weltmusik“ heißt. Ich habe jetzt über 220 Videos aus fast 30 Orten der Welt – aus Amsterdam, Kairo, Sizilien, Barcelona, London, Prag, Danzig, Sankt Petersburg, Dublin oder Kopenhagen. Doch die meisten, nämlich 67 Aufnahmen, stammen aus Berlin – für mich die europäische Hauptstadt der Straßenmusik.

Vieles fällt leider unter die Rubrik „Perlen vor die Säue“. Denn mir scheint, dass mancher Virtuose, der im halbdunklen U-Bahn-Gang oder an der Straßenecke steht, einst einem osteuropäischen Staatsorchester angehört. Und ich frage mich: Würde man Weltstars erkennen, wenn sie hier stünden und spielten?

Nein, wahrscheinlich nicht, wenn es nicht gerade Popstars sind, die jeder schon mal gesehen hat. In anderen Städten der Welt hat man das bereits getestet. So verkleidete sich im Jahre 2007 der weltberühmte Violinist Joshua Bell als Straßenmusiker und geigte auf seiner Stradivari in der Washingtoner Metro. Bilanz: Von 1 097 Vorübergehenden blieben nur sieben stehen, um ihm zuzuhören. In 43 Minuten verdiente er 32,17 Dollar.

Und was wäre, wenn Leute, die man heute allgemein kennt, plötzlich völlig unbekannt wären – so wie es im neuen Kinofilm „Yesterday“ mit den Beatles passiert? Was würden die Berliner über sie als Straßenmusiker sagen? Hier drei kleine Beispiele:

Die Beatles: „Wow, die machen ganz schön den Affen! Wie se sich rinlejen! Power hamse. Janz hübsch! Und singen könnse ooch ganz jut. Hast du die Lieda schon mal irjendwo jehört? Nee? Ick ooch nich. Ick gloob, dit is irjendso 'ne Indie-Bänd. Kann wat draus wern, wenn se eena richtig förderd. Rudi, willst du se nich unta deine Fittiche nehm? Du hast doch 'ne Jaraasche. Da könnse ühm. Wie? Du steckst dein Jeld nich in aussichtslose Projekte? Na, denn mach doch weiter mit deine Hanfzucht. Aba lass da nich erwischn!“

Mozart, das Wunderkind: „Ooch, der Kleene! Der geht ja noch in Kinderjarten und trifft schon die richtjen Töne! Is der alleene hier? Nee, da hinten steht so 'n Typ, der jibt ihm die ganze Zeit Zeichen. Bestimmt is dit der Papa. Ick gloobe, der hat den abjerrichtet. Eijentlich 'n Fall für Jurendamt. Haste die Numma? Müsste man mal anrufen.“

Beethoven: „Eh, kiek ma, der Olle, wie der uff dit Klavier rumklopp! Der denkt wohl, wir sind taub oder wat? Und wie der kiek, janz grimmich. Da krieg ick richtig Angst. Und dit an so 'nem schönen Tach! Zum Frisör könnsta ooch mal jehn. Is dit nich der eene vom Bahnhof, den wa imma sehn? Ja, der hockt da jeden Tach mit seine schmuddelije Decke. Wo hat 'n der dit Klavier her? Und wie ham se dit hierherjerkricht? Sachen jibs, die jibs jar nich.“

Berlin feiert die Vielfalt: Bis zu einer Million Lesben, Schwule, Bi- Trans- und Intersexuelle werden an diesem Sonnabend bei der Christopher Street Day-Parade wieder am Kurfürstendamm starten, an der Siegestraße vorbei bis zum Brandenburger Tor ziehen. Sie werden unter dem Motto „Stonewall 50 – Jeder Aufstand beginnt mit deiner Stimme!“ für sexuelle Selbstbestimmung und Gleichberechtigung demonstrieren.

Sie feiern den 50. Jahrestag der Stonewall-Aufstände, bei denen sich Homo- und Transsexuelle in New York gegen massive Polizeigewalt und Diskriminierung wehrten und eine weltweite Bewegung auslösten.

Ein Jahr später fand der erste CSD in den USA statt. Heute gibt es Hunderte Veranstaltungen weltweit, die größte findet im brasilianischen São Paulo mit mehr als drei Millionen Besuchern statt. In Deutschland ist die Dichte der Paraden besonders

hoch: 79 Demonstrationen tragen die Regenbogenfahne durch große Städte, aber auch durch Orte wie Falkensee, Pirna oder Wendland.

In Berlin steht die große CSD-Parade seit Jahren in der Kritik – als zu kommerziell, zu laut, zu unpolitisch. Mehr Party als Demo. Tatsächlich schwenkten die Veranstalter dieses Jahr trotz des wichtigen Jahrestags erst kurz vor der Parade um auf das Stonewall-Motto. Zuvor sollte es etwas nichtssagend lauten: „Queer

sind Berlin – Jemeinsam.“ Bei der Demo wollen sie für weniger Lautstärke und mehr Konzentration auf Inhalte sorgen: An der Spitze des bunten Zuges sollen Wagen ohne Boxen und Elektro-Musik fahren.

Mit Blick auf das Jubiläum hat die Berliner Zeitung drei Aktivistinnen der queeren Community darum gebeten, ein Fazit zu ziehen: Wofür haben sie in den vergangenen Jahrzehnten erfolgreich gekämpft? Wofür müssen sie auch heute noch kämpfen?

# Bunte Vielfalt

Der diesjährige Christopher Street Day erinnert an den Beginn der Bewegung vor 50 Jahren. Drei Protagonisten erzählen, warum der Kampf noch lange nicht zu Ende ist.

Von Annika Leister



### Radical Queer March Berlin

Start: Mariannenplatz, Sonnabend 18 Uhr  
Zwischenkundgebung an der S-Bahn-Brücke  
Warschauer Straße um 19 Uhr

Der Radical Queer March ist eine alternative Demonstration zum CSD. Auch 50 Jahre nach Stonewall sei der Kampf um Existenzberechtigung für viele Queers immer noch Alltag, heißt es in der Einladung. „Leider ist von diesem Kampf auf dem großen Berliner CSD nicht mehr viel zu sehen. Zwischen Bundeswehr, Axel Springer Verlag und Bayer AG scheint es hier kaum mehr möglich, an das radikale politische Erbe anzuknüpfen.“ Mit dem Radical Queer March wolle man an das ändern. Das Motto lautet: „Let's get critical – Pride is political!“



### Schwuz CSD-Party

22 Uhr im Schwuz,  
Rollbergstraße 26 in 12053 Berlin  
Elf Berliner DJ-Größen treten auf der traditionellen After-Pride-Party im Schwuz auf vor allem mit Pop und House. Mit dabei: Jurassica Parka.



### Afterpride

22 Uhr, Tresor, Köpenicker Str. 70, 10179 Berlin  
Auf fünf Floors legen die DJ-Kollektive Buttons, Herrensauna and Same Bitches auf. Aus Pittsburg reist das DJ-Team Honcho an.

### Carneball Bizarre

ab 23 Uhr im KitKatKlub,  
Köpenicker Str. 76 in 10179 Berlin  
Die legendäre Party im KitKat mit viel Nacktheit und ausgefallenen Kostümen.



Mahide Lein führt eine Konzertagentur für Weltmusik. GERD ENGELSMANN

## Die Königin

Königin der lesbischen Subkultur – mit diesem Titel adelte das Schwule Museum 2018 das Lebenswerk von Mahide Lein. Die 70-Jährige lächelt geschmeichelt, aber auch ein wenig belustigt. Denn sie versteht sich nicht explizit als lesbische Aktivistin. Sie tut eben „das Maul auf“, wie sie sagt. Für alle, von denen sie denkt, dass sie im öffentlichen Diskurs nicht den nötigen Raum erhalten. Oft, aber nie ausschließlich, ging es um Lesben- und Frauenthemen – oder wie sie sagt: um Themen, die 55 Prozent der Weltbevölkerung betreffen. In den 80er-Jahren klärte sie über weibliche Sexualität und Lust auf, erklärte Klitoris und Orgasmen, drehte Filme über weibliche Genitalverstümmelung, eröffnete zuerst in Frankfurt/Main, dann in West-Berlin Künstlerinnen-Treffs und Frauen-Cafés. Und und und ... die Liste ihrer Projekten ließe sich ewig fortsetzen.

Wenn sie heute auf die Szene blickt, freut sie sich über die zunehmende Vernetzung zwischen Lesben, Schwulen, Transen und Intersexuellen. Doch sie beobachtet mit Sorge, wie wenig sichtbar lesbische und weibliche Kultur in der Stadt sind: Es gäbe Dutzende Schwulen-Clubs, -Bars und -Darkrooms. „Und das ist schön“, sagt sie. „Das ist richtig so, aber es gibt nur noch eine einzige Bar in ganz Berlin, in der Frauen ganz unter sich sein können – die Begine.“ Sie kennt noch den Vergleichswert aus den 80ern: 44 Orte, an denen Männer keinen Zutritt hatten. Junge Frauen heute hätten diese Erfahrung oft noch nie gemacht: „Ein Raum voll mit Frauen, voll mit weiblicher Energie und Eros – das hat uns so viel Power gegeben.“ Doch als die Mieten nach dem Mauerfall stiegen, seien die Frauenläden die ersten gewesen, die schließen mussten. „Wir haben schon immer weniger verdient.“

Mahide Lein hat eine besondere Verbindung zum CSD: 1992 flog sie nach Russland und veranstaltete dort den allerersten CSD. Sie hoffte auf Öffnung, auf Besserung für die russische Community. Leider vergeblich. Zufrieden beobachtet sie aber, dass sich der CSD in Berlin seit fünf Jahren wieder stärker politisch orientiert und in diesem Jahr auch die Musik der ersten Wagen leiser dreht. Weg vom Gedröhne, hin zu Inhalten. Eines der CSD-Mottos hat sie sich schon vor Wochen auf ein Schild gepinselt: „Zur Hölle mit dem Patriarchat.“



Jan Feddersen hatte bereits 1977 sein Coming-Out. DPA/ARNO BURGI

## Der Querdenker

Jan Feddersens erster CSD war einer der ersten in Deutschland überhaupt: 1979 richtete die queere Community – damals vor allem noch schwule Männer – die ersten Pride-Demos in Berlin, Bremen und Köln aus. Elf Jahre, nachdem sich Homo- und Transsexuelle in der New Yorker Szenekneipe Stonewall Inn gegen Razzien und Diskriminierung der Polizei gewehrt hatten. Jan Feddersen war in Bremen dabei. Aufgeregt war er gewesen, daran kann er sich noch genau erinnern, und an das euphorische Gefühl: „Wir ändern die Zeit!“

Der 62-Jährige ist Journalist bei der linken Tageszeitung Taz und berichtet seit den 90er-Jahren über Entwicklungen in der queeren Szene und Diskriminierungen. Er schreibt nicht aktivistisch, sondern analytisch, und stößt mit seinen Kommentaren oft auch die eigene Szene vor den Kopf. Außerdem ist er Vorstand des neuen Queeren Kulturhauses, das Veranstaltungen ausrichtet und Szene-Archive anlegen will.

Was sind die größten Fortschritte, die er in 40 Jahren begleitet hat? Jan Feddersen denkt kurz nach: Die Aids-Bewegung in den 80ern, die es schaffte, gesellschaftliche Solidarität mit den Erkrankten zu stiften. „Fulminant“, sagt Feddersen. Die Ehe für alle – und damit die Aufhebung dieses heteronormativen Privilegs. „Ein Knaller“, sagt er. Und drittens: Die Verbreitung des CSD in der ganzen Welt. Die Paraden spielen für ihn eine zentrale Rolle. Zwar sei Homophobie heute in der Breite gesellschaftlich geächtet – aber sobald schwules Begehren konkret und erotisch werde, würde es nach wie vor zensiert oder unter Freak verortet. Jüngstes Beispiel: Sarah Connors Song „Vincent“ über Schmerz in der Liebe, den einige Sender nur gekürzt spielten. Weggelassen wurde der harmlose Satz: „Vincent kriegt keinen hoch, wenn er an Mädchen denkt.“

Wegen solcher Fälle findet Jan Feddersen die Pride-Paraden auch heute noch so wichtig, vor allem in kleinen Städten. „Die CSD zeigen: Wir sind da, wir sind nicht unsagbar. Ihr müsst uns sehen.“ Wahre Gleichberechtigung ist für ihn dann erreicht, wenn heterosexuelle Eltern am Rande des CSD stehen und es ihnen gleichgültig ist, ob ihre Kinder homo- oder heterosexuell sind. „Wenn sie ohne Hierarchie lieben – dann haben wir im Grunde alles erreicht.“